

Cyprian Piskurek (*1978) arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Fachkoordinator am Institut für Anglistik/Amerikanistik. Er lebt mit seiner Frau, Sohn Emil (*2013) und Tochter Hedi (*2015) in Dortmund.



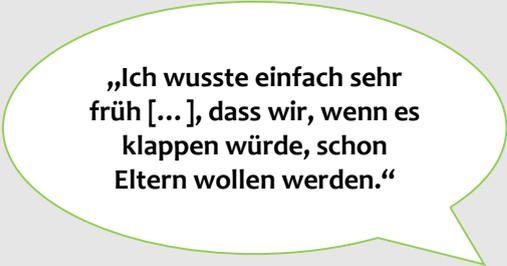
Quelle: privat

Der flexible Forschervater

Kurz vor den Osterfeiertagen treffe ich Cyprian Piskurek nachmittags zum Interview. Ich spreche mit ihm angeregt über seine Dissertation, die er über Fußball und englische Literatur verfasste. Als fußballbegeisterter Mensch, mit etwas Erfahrung in der Fußballforschung aus dem Studium, finde ich das natürlich spannend. Das Interview führen wir dann doch zu seiner Rolle als aktiver Vater. Eigentlich fast schade!

Spontan in vielen Rollen

Mit Blick auf die verschiedenen Vater-Typen schüttelt Cyprian Piskurek leicht den Kopf: „Ich bin generell kein großer Freund von solchen Typologien.“ Er lächelt etwas zaghaft und blättert in der Broschüre von 2013. Er könne sich auf keinen Fall mit einer Rolle wie dem „Theoretiker“ oder einem planenden Vater identifizieren. Vielmehr versuche er ein spontaner Vater zu sein. Er habe in den letzten Jahren gelernt, dass vieles einfach nicht planbar sei. Natürlich habe er Prinzipien, die er versuche durchzusetzen, aber vieles müsse man auf sich zukommen lassen, schmunzelt er. So sei es aber ganz klar, dass seine „Vaterpersönlichkeit“ eine andere sei als seine Wissenschaftspersönlichkeit“.



„Ich wusste einfach sehr früh [...], dass wir, wenn es klappen würde, schon Eltern wollen werden.“

In seinem Beruf habe er eine andere Vorgehensweise. Dennoch beeinflusse seine Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter sein Vatersein, schließlich ermögliche sie die Flexibilität, die er als Vater gerne nutze. Er könne dadurch als Vater verschiedene Rollen und Aufgaben übernehmen. So entdecke er z.B. mit seinem Sohn gerne die

Region mit der Bahn, weil dieser Züge und Bahnen ganz großartig finde und Cyprian Piskurek ein VRR-Ticket habe. Er bringe ihn auch meist zum Kindergarten, da der Kleine es liebe, mit dem Fahrrad dorthin gebracht zu werden. Generell sei die Bindung zu seinem Sohn, dem älteren Kind, enger geworden seit die kleine Tochter geboren wurde. Da diese oft, gerade zu Beginn, nach der Mutter verlangt habe, habe er mehr Zeit mit seinem Sohn verbracht und sich beispielsweise nachts eher um ihn gekümmert. „Das glaube ich hat sich für uns rausgestellt, dass das wichtig ist, dass die Kinder das natürlich auch von klein auf lernen, dass beide Eltern schon potenziell da sein können – auch wenn es immer Sachen gibt, die man lieber mit dem Vater macht, die man lieber mit der Mutter macht“, stellt er klar. „Ich glaube, dass die Kinder das natürlich auch merken, dass der Vater eben nicht nur zu bestimmten Zeitkorridoren oder nur bestimmte Aufgaben übernimmt.“

Ob er schon immer Vater werden wollte, könne er gar nicht sagen. Tatsächlich sei ihm die Frage schon öfters im Freundeskreis gestellt worden. „Ich wusste einfach sehr früh in der Beziehung mit meiner Frau, dass wir, wenn es klappen würde, schon Eltern wollen werden“, ist er sich sicher. In jüngeren Jahren habe er sich dagegen wenig Gedanken darum gemacht.

Vergleichsweise sichere Bedingungen

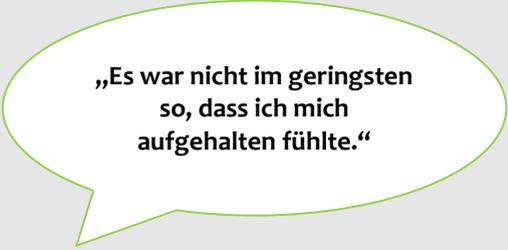
Als Cyprian Piskurek zum ersten Mal Vater wurde, habe er sich in einer finanziell abgesicherten, aber

nicht völlig ruhigen Situation befunden. Als Fachkoordinator habe er schon seit Jahren eine unbefristete Stelle gehabt. Allerdings sei die Zeit dennoch nicht völlig entspannt gewesen. Durch seine feste Stelle habe er einige Aufgaben und Ämter am Institut übernommen, für die Kolleg/-innen in befristeten Beschäftigungsverhältnissen nicht in Frage kamen. „Ich war gerade Prodekan Studium und Lehre geworden, was natürlich auch noch mal eine große Umorientierung und Neueinarbeitung bedeutete“, konkretisiert er. Die Elternzeit von zwei Monaten habe er folglich in einer vielbeschäftigten Phase genommen, in die auch die Notwendigkeit fiel, mit seiner Promotion voranzukommen. Er habe gehofft, vor allem in den Abendstunden daran arbeiten zu können. „Ich dachte (...) danach steht die Promotion dann komplett, aber das war natürlich völlig utopisch“, schmunzelt er wissend. „Aber es war nicht im geringsten so, dass ich mich aufgehalten fühlte“, führt er korrigierend an. Er habe, vor allem verglichen mit seinen Kollegen/-innen im wissenschaftlichen Mittelbau, sichere Bedingungen für eine Familiengründung gehabt.

Flexibilität im Beruf

Für die familiäre Arbeitsteilung sei die Flexibilität in seinem Beruf von großer Bedeutung. Aussagekräftig hierfür sei die Aussage eines Vorgesetzten, den er mit diesen Worten zitiert: „Mir ist es eigentlich egal, wo du montagsmorgens bist, solange die Arbeit gemacht wird“. Er könne so seine Anwesenheit im Büro bis auf wenige Ausnahmen

sehr gut seinem Familienleben anpassen. So gehe seine Frau nun auch wieder einen Vormittag in der Woche arbeiten, er gehe dann eben erst um 13 Uhr ins Büro und sei davor zuhause.



„Es war nicht im geringsten so, dass ich mich aufgehalten fühlte.“

Bei beiden Kindern habe sie jeweils eineinhalb Jahre Elternzeit in ihrer Tätigkeit als Sozialarbeiterin bei der Caritas genommen. „Der Zeitraum zwischen den beiden Kindern war dann eben verschwindend gering, (...) weil sie fast auf den Tag genau zwei Jahre auseinander sind. Dann waren es halt eben nur vier Monate, die sie wieder gearbeitet hat“, erzählt er. Er habe bei beiden Kindern jeweils „die 2 Monate, die dann eben für den Partner hinzukommen“, Elternzeit genommen. Das sei beide Male gut möglich gewesen, habe aber Organisationsaufwand und Absprachen, sowie das Organisieren einer Vertretung bedeutet. So habe er sich bei seiner Tochter für die vorlesungsfreie Zeit im September und Oktober letzten Jahres entschieden.

Dennoch habe er erst vor kurzem die letzten „Altlasten aus der Elternzeit abgearbeitet“, spottet er fast selbstkritisch. Auch gestaltete sich die

Elternzeit dieses Mal anders. „Mit dem Großen sind wir dann auch 4 Wochen nach England gefahren und hatten einfach von morgens bis abends Familienzeit“, schwärmt er nostalgisch. Bei seiner Tochter sei so eine Reise dann nicht mehr möglich gewesen, da sein Sohn gerade seine Eingewöhnung im Kindergarten hinter sich gebracht hatte. „Das stand für uns auch eher im Vordergrund, weil er schüchtern ist und Anlaufschwierigkeiten bei neuen Situationen hat, dass man nicht, nachdem er gerade 6 Wochen im Kindergarten war, ihn komplett rausnimmt und die Eingewöhnung dann wieder neu beginnt“, erklärt er ernsthaft. Vor dem Kindergarten sei sein Sohn nur durch ihn und seine Frau betreut worden, manchmal seien die Großeltern auch eingesprungen. „Ja, die Großeltern wohnen nicht so richtig weit weg, kommen dafür aber auch nicht so häufig, wie man es sich manchmal wünschen würde“, schmunzelt er etwas verlegen. Auch weil sein Sohn eher schüchtern gegenüber neuen Menschen sei und immer etwas Gewöhnungszeit benötige, können Freunde/-innen oder Babysitter/-innen selten für die Betreuung einspringen.

Findet es angenehm, die „andere Perspektive nicht zu verlieren“: Cyprian Piskurek mit seinen beiden Kindern Emil und Heidi.

Andere Perspektive behalten

Cyprian Piskurek und seine Frau haben Freunde/-innen, die sowohl alleinstehend oder kinderlos als auch Elternpaare sind. Nur wenige der engen Freunde seien jedoch schon Vater. Somit habe es wenige Ansprechpartner/-innen für seine Rolle als Vater gegeben, die aus nächster Hand berichten könnten.



Quelle: Privat

„Finde ich aber manchmal auch angenehm, um die andere Perspektive nicht zu verlieren“, murmelt er. Er findet klare Worte: „Es gibt natürlich das Klischee, dass Eltern sobald sie Eltern sind dann nur noch Eltern sind und eben keine soziale Situation mehr eingehen können, ohne von den Kindern zu erzählen. Ich glaube, dass das aber meiner Frau und mir sogar gut tut, wenn man Kontakt mit Leuten hat, die in einer anderen Lebenssituation sind.“ Er sei damit sehr zufrieden. Vielleicht sei er auch einfach nicht der Typ Mensch, der gerne Hilfe in Anspruch nehme, gibt er schmunzelnd zu.

Auf der Suche nach dem Mittelweg

Beruf und Familie zu vereinbaren gestalten sich in seiner Tätigkeit recht einfach. Allerdings frage er sich, wie sich die Vereinbarkeit von Familie mit dem Wunsch, selbst weiter zu forschen, in Zukunft gestalten lasse. Er habe zwar nicht die Notwendigkeit – wie andere wissenschaftliche Mitarbeiter/-innen im Mittelbau, die auf dem Weg zur Professur sind – einen extrem hohen Zeitaufwand in die wissenschaftliche Arbeit zu investieren, um eine gesicherte Zukunft zu haben. „Trotzdem würde ich nie sagen: ich habe jetzt die Promotion fertig und das ist es dann. Dafür forsche ich zu gerne und will nicht 30 Jahre lang nur die gleichen Seminarthemen machen“, erklärt er ernst. „Ich habe eine feste Stelle, das heißt, ich muss mich nicht abstrampeln, um irgendwann auf eine Professur zu kommen, trotzdem bin ich ja in die Wissenschaft gegangen, um da auch voran zu

kommen“, erklärt er das Dilemma von Forschungsarbeit und Familienarbeit, für das er gerade versuche einen Mittelweg zu finden.

In der Wissenschaft müsse man aber flexibel sein, schnell mal eben einen Artikel einreichen, zu Konferenzen und Tagungen auch am Wochenende fahren. Hinzu kommt, dass er als Anglist auch im Ausland forsche und Exkursionen zum wissenschaftlichen Standard gehörten.

„In der Wissenschaft muss man flexibel sein.“

„Das erfüllt mich sehr als Wissenschaftler und ist das, was ich eben auch gerne machen will in meinem Beruf, aber ich kann nicht das leicht schlechte Gewissen verdrängen, dass ich eben in der Zeit nicht zuhause bin“, seufzt er nachdenklich. „Da wird’s natürlich auch schwierig, für die ganze Familie.“ Momentan unterstütze ihn seine Frau und halte ihm den Rücken für seine Forschung „mit mehr oder weniger Murren“ frei, wenn er mal wieder bis Mitternacht am Schreibtisch sitze oder am Wochenende eine Tagung besuche.

■ Das Interview führte Stefanie Raible im Frühjahr 2017. ■